

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 44, 30. October 1847

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 44.

Sonnabend, den 30. October.

1847.

L i t e r a t u r.

Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr.

2.

(Aus den Jahrbüchern der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Schwegler. 1847. September. S. 795.)

(S c h l u ß.)

Vortreflich ist die Schilderung, die Stahr von dem Eindruck dieser schweigenden und doch so berebten Steinwelt macht. „Im Campo Santo ging mir das innerste Wesen der christlichen Malerkunst auf, deren Blüthenknospe in diesen merkwürdigen Hallen uns vor das Auge tritt. Eine wunderbare Großartigkeit bei der rührendsten Naivetät, liegt über dieser zerbröckelnden, mehr und mehr dem Untergange unaufhaltsam zueilenden Bilderwelt ergossen. In dieser Todtengruft großer Menschen, in diesen Grabhallen einer gewaltigen glaubenskräftigen und dabei doch so that- und lebenslustiger Zeit genoß ich wunderbare, märchenhafte Stunden. Die hohen Bogenhallen so kühl und still, in der Mitte der grüne Grasteppich mit einzelnen Cypressen, leises melancholisches Regengeriesel die Luft durchfeuchtend, und um mich her eine Welt antiker Trümmer, römische und griechische Grabsteine, Inschriften, Kaiserbilder, Statuen, und oben von den Wänden herabschauend die farbigen Wunder der christlichen Kunst. Mir war zu Muth wie einem Verzauberten.“ Auch mir ist es so ergangen. Ich habe einen unvergeßlichen Abend voll tiefster innerer Erregung in diesen Hallen zugebracht. Man fühlt an solchen Stätten Etwas vom Wehen jenes Geistes, der die Geschlechter der hinfälligen Menschen kommen heißt und sie wiederum zerbricht, von jener unge-

heuren schicksalvollen Tragödie, die mit dem Menschengeschlechte aufgeführt wird, und die man Weltgeschichte nennt. Für den Deutschen hat das Campo Santo noch besonderes Interesse: ein deutscher Kaiser, Heinrich der Lützburger, ruht in seinen Mauern. Unter allen Städten Italiens war Pisa bis ans Ende die treueste Ghibellinenstadt.

Florenz. Wir stehen auf heiligem Boden. Der Genius der Humanität hat ihn geweiht. Was auch immer Rom Großes, Neapel Reizendes, Venedig Erschütterndes haben mag: vom Gesichtspunkte der Culturgeschichte aus darf sich keine andere Stadt Italiens mit der Stadt der Mediceer messen. Rom hat die großen Geister Italiens an seinem Heerd zu versammeln gewußt; aber Florenz hat sie geboren und erzogen. Ein Heiligthum, wie Santa Croce, das den Staub Michel Angelo's, Machiavell's, Dante's, Galilei's, Alfieri's birgt, hat keine andere Stadt der Welt aufzuweisen.

Freilich scheint es, als ob Florenz an jener großen Generation des fünfzehnten Jahrhunderts seine zeugende Kraft erschöpft hätte. Die jetzigen Florentiner sind artig, polirt, gebildet, aber flach, ohne Schwung und Feuer, — die Dresdener Italiens. Das römische Volk hat ungleich mehr unverbrauchten geistigen Fonds, und auch wol mehr Zukunft, als das toskanische.

Einen eignen Abschnitt, wie billig, hat Stahr den Affizien geweiht. Darin vortrefliche Bemerkungen über die Tizian's der Tribune, und über die Niobidengruppe. Auch über die florentinische Palastarchitectur wird viel Gutes gesagt. Mit besonderer Vorliebe und Begeisterung wird der Loggia bei Lanzi, und überhaupt der Piazza del Granduca und ihrer Kunstwerke gedacht. „Was mir auf diesem Plaze das Herz so vor Wonne schlagen machte, daß mir die Thrä-



nen der Freude in die Augen drangen, das ist der Anblick der Kunst mitten im Leben unter freiem Himmel, während wir sie sonst nur in den dumpfen Räumen der Museen anzutreffen gewohnt sind. Es kam über mich, wie ein Abglanz alter hellenischer Zeit und hellenischen Lebens.“ Leider duldet bei uns das Klima keine solcher Museen unter freiem Himmel: aber wenn auch das Klima sie duldet, so würden die Menschen den Genuß derselben vergällen. Neben jedes öffentliche Monument stellen diese nordischen Barbaren eine Schildwache oder eine Polizei, damit ja der Beschauer keinen Augenblick vergeße, daß er unter hoher obrigkeitlicher Aufsicht und Bewilligung diesem Kunstgenuß sich hingeebe.

Ueber Siena und Viterbo nach Rom. Stahr unterläßt nicht, den Augenblick zu bezeichnen, in welchem der Reisende zum ersten Male der ferneren Welthauptstadt ansichtig wird. „Vorgestern um 5 Uhr Morgens brachen wir von Vocciano auf, und passirten in sonniger Morgenröthe unangefochten den bergansteigenden, schluchzerrissenen Waldweg. Auf der Höhe hielt der Vetturin still und rief: Ecco Roma, Signori! Da lag es vor mir in nebelufter Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene, ein langer dunkler Streifen, aus dem ein Punkt stärker und höher hervortrat — es ist die Peterskuppel. Zur Rechten ein schmaler blauer Meeresstreifen. Um uns her die Gebirgsgänge, welche die Campagna östlich begrenzen. Jetzt rollten wir den Hügel hinab. Ein Adler rauschte rechts hin vor uns auf, und froh begrüßte ich das glückliche Zeichen.“

Doch genug jetzt der Auszüge. Der Leser, der aus diesen wenigen Bruchstücken erschen haben wird, was er in diesem Buche zu finden hat, möge darin das Uebrige selbst nachlesen — die Wanderungen durch Rom, aufs Albanergebirge (die Villeggiatur in Aricia ist eine wahre Perle in diesem Buche), die Fahrt von Neapel, die Auszüge nach Sorrent, Salerno, Pästum, Amalfi, mit deren Schilderung dieser erste Band schließt.

Eine Hauptfrage, nach deren Beantwortung man unter den gegenwärtigen Zeitläuften in jeder italienischen Reisebeschreibung blättert, ist diejenige nach dem geistigen und sittlichen Zustande des Halbinselvolks. Hat Italien noch eine politisch-nationale Zukunft? Es ist für den Fremden sehr schwer, über das italienische Volk ein sicheres Urtheil zu fällen. Diejenige Menschenklasse, mit welcher der Reisende in der Regel zunächst in Berührung kommt, und die allerdings wenig Lob verdient, kann natürlich keinen Maßstab fürs Allgemeine abgeben; aber auch Eingewohnte versichern, daß es schwer, ja unmöglich sei, einen rechten Einblick in das innere Leben dieses Volks zu bekommen. Kein Italiener behandelt den Fremden mit Offenherzigkeit und Zutraulichkeit. Mit tiefem innern Mißbehagen sehen sie alljährlich den Heuschreckenschwarm von Reisenden aus allen Nationen Europa's über ihre schöne Halbinsel sich ergießen, den englischen Lord, als wäre er Herr des Landes, prassend von Stadt zu Stadt ziehen. Das bittere Gefühl, dieser

übermüthigen Fremdlinge doch nicht entbehren zu können, macht diesen Schmerz noch stachelnder. Kein Wunder, daß es nur eines Augenblicks nationaler Erhebung bedurfte, um, wie gegenwärtig, den Fremdenhaß in helle Flammen ausbrechen zu machen. Außer dieser Abneigung und scheuen Zurückhaltung, mit welcher sich der Italiener im Allgemeinen vor dem Fremden abschließt, erschwert noch ein zweiter Grund eine genaue Schätzung dieses Volks. Daß dasselbe im gegenwärtigen Augenblicke tief daniederliegt, ist keine Frage: der nationalökonomische Ruin der beiden südlichen Staaten der Halbinsel, die durchgängige Verarmung und das bürgerliche Elend, das ausfahrende Pfaffenregiment, der Mangel aller Volkserziehung und alles öffentlichen Unterrichts, der verdummende, trägheitbefördernde Aberglaube — alles dies hat die italienischen Bevölkerungen tief heruntergebracht: aber wer vermag zu schätzen, wie viel moralische und geistige Kraft noch vorhanden ist? was unter günstigeren äußeren Verhältnissen noch werden kann? Nach seiner geistigen Begabung wenigstens — so viel ist sicher — steht das italienische Volk auch heute keinem Volke der Erde nach, vielleicht allen voran. Seine moralische Kraft ist allerdings (wie kann es anders sein!) weniger hoch anzuschlagen: namentlich fehlt die unentbehrliche Unterlage derselben, der physische Muth: aber eine natürliche Begeisterungsfähigkeit für alles Edle und Große, überhaupt manche achtbare moralische Eigenschaft ist der Nation geblieben; besonders hat sich das Landvolk, z. B. auf dem Albanergebirge, und wohl noch mehr in der Romagna, einen tüchtigen, unverdorbenen Charakter bewahrt, aus dem mit der Zeit, wenn die Umstände günstig sind, und zunächst dem volkswirtschaftlichen Elend abgeholfen wird, noch Alles gemacht werden kann. Es ist ein wahres Wunder, daß die Bevölkerung Rom's unter dem jahrhundertjährigen Pfaffenbespotismus und Geistesdruck nur so lange Stand gehalten, nur so viel moralischen Fonds sich gerettet hat, als dies wirklich der Fall ist, daß ganze Stadttheile, wie Trastevere, von der Fäulniß moderner Corruption fast ganz frei geblieben sind. Selbst was man dem Italiener am allgemeinsten vorwirft, seine gränzenlose Trägheit und sein Hang zum Nichtsthun, kann nur mit Einschränkung zugegeben werden. Den kleinen Gewerbestand z. B. habe ich in Florenz, in Neapel viel fleißiger und ausdauernder gefunden, als selbst bei uns: bis in die Mitternacht hinein arbeiten sie in ihren Schusterwerkstätten, ihren Buden fort. Der gemeine Neapolitaner ist froh, wenn er nur zu arbeiten hat: ist er arbeitslos, so ist er es meist nicht durch eigne Schuld. Die größte Arbeitsleide herrscht ohne Zweifel im Römischen: „die Leute hier zu Land non hanno la fantasia di lavovare,“ sagte mir einmal ein römischer Bottega-Inhaber: allein wie ist das auch zu verwundern in einem Lande, wo Handel, Gewerbe, alles volkswirtschaftliche Leben so tief daniederliegt, daß mit den wesentlichen Bedingungen wirtschaftlichen Erwerbs auch der Reiz dazu fehlt? Die häufigste und auch wohl die gegründetste Klage, die man in Italien hört, ist die über die Unredlichkeit

und Unzuverlässigkeit des Italiener in Handel und Wandel. „Vorzüglich,“ erzählt auch Stahr, „hörte ich deutsche Kaufleute klagen. Selbst die ehrlichen Italiener, erzählte mir ein seit zehn Jahren in Genua ansässiger Landsmann, lieben krumme Wege, und listige Uebervorteilung ist ihnen, selbst im Kleinen, und wenn sie es auch nicht nöthig haben, ein Genuß. Alle diese deutschen Kaufleute klagen über das elende Regierungssystem in den italienischen Staaten, die sie in Bezug auf Handel und Industrie, einheimische wie fremde, als wahre Barbaren- und Raubstaaten schildern. In Neapel z. B. sei, wie ich wiederholt aussprechen hörte, fast kein Geschäft mehr mit einiger Sicherheit zu machen, weil in einem Lande, wo die Regierung selbst den Betrug der Falitten gegen Ausländer begünstige, an Treue und Glauben kaum noch zu denken sei.“ Doch habe ich wiederum auch Besseres gehört, gleichfalls von deutschen in Neapel ansässigen Kaufleuten, die sich nicht gar ungünstig über die kaufmännische Solidität ihrer neapolitanischen Geschäftsfreunde äußerten. — Die Grundfrage ist und bleibt immer: was ist von dem italienischen Volke unter verbesserten politischen und bürgerlichen Verhältnissen noch zu hoffen? Alles zusammengenommen glaube ich, daß kein ungünstiges Prognostikon zu stellen ist. Die neueren Ereignisse im Kirchenstaat und die Haltung des römischen Volks dabei haben manchen Zweifler beschämt. Man mag Neapel und Sicilien, die allzutief im Argen liegen, und deren städtische Bevölkerungen bis ins Mark verdorben sind, vorerst preisgeben; man mag auch glauben, daß der Italiener nicht zu einer politischen Nation angethan ist, daß eine tausendjährige Zersplitterung, die eine Anzahl staatlischer und städtischer Eifersüchtelien erzeugt hat, so wie der Mangel eines anerkannten Centralpunktes jeder politischen Einigung unübersehbare Hindernisse entgegensetzt; man mag endlich zweifeln, ob gerade der jetzige Aufschwung nachhaltige Dauer hat: eins ist gewiß, daß für Cultur und Humanität noch etwas von den Italienern zu erwarten ist, wenn für sie die gegenwärtige Erhebung nur wenigstens eine Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse zur Folge hat.

Italien hat Eine Klippe, an der jeder Erhebungsversuch fast nothwendig scheitern zu müssen scheint — das Papstthum und dessen weltliche Herrschaft. Das Papstthum und die Restauration des Katholicismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts — dies sind die beiden Hauptursachen, denen Italien seinen politischen und geistigen Tod verdankt. Wenn je einmal in Italien etwas politisch Einheitliches, eine präponderirende, centrale Macht sich bilden wollte, so schlugen sich die Päpste auf die andere Seite, legten ihren moralischen Einfluß in die entgegengesetzte Waagschaale, und stellten das Gleichgewicht der zersplitterten Theile wieder her. Das Papstthum als weltliche Macht braucht ein zersplittertes Italien: alle Bestrebungen der Päpste im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren darauf gerichtet. Auch das geistige, bürgerliche und sociale Elend, in welches Italien seit

dieser Zeit versunken ist, hängt enge mit dieser unnatürlichen Verbindung kirchlicher und weltlicher Macht im Papstthum zusammen. Die Päpste als weltliche Herrscher haben jederzeit alle anderen Rücksichten und Zwecke dem Zwecke der kirchlichen Suprematie geopfert: sie waren nur Päpste, d. h. Oberhäupter der Kirche: sie haben, um diese ihre Stellung zu sichern, Italien geistig und bürgerlich gemordet. Der gegenwärtige Papst hat dieses uralte System aufgegeben; er will seine Pflichten als Landesherr seinen Pflichten als Kirchenoberhaupt nicht zum Opfer bringen; er hat im Gegentheil das Werk der kirchlichen Propaganda, das die letzten Päpste so eifrig betrieben, völlig ruhen lassen, um sich ausschließlich dem Werke politisch-socialer Reform zu widmen: allein es fragt sich, ob nicht das ganze kunstreiche Gebäude des bisherigen Papalystems, an dem Jahrhunderte gezimmert, nachstürzt, wenn ein Stein daraus weggenommen wird? Ob Volksbewaffnung, Ständewesen, Pressefreiheit, Öffentlichkeit der Staatsverwaltung, Eisenbahnen und Handel, geordnetes Volksschulwesen — ob dieses weltliche Treiben der neueren Zeit und der modernen Rechtsstaaten mit dem Institute des Papstthums im alten Sinne verträglich ist? Ob, wenn der hochherzige neunte Pius im Werke der Reform ausdauert, seine Nachfolger — ein ohnehin seltenes Beispiel, — dieses Werk fortsetzen und das Errungene treulich schützen? Wir wollen es wünschen: aber zuversichtlich zu hoffen wagen wir es nicht.

A. S—g—r.

Aufforderung

zur Rechenschafts-Ablage der städtischen Behörden über die Unzulänglichkeit der Stadt-Oldenburgischen Lösch-Anstalten.

Der in voriger Nacht stattgehabte Brand eines Hauses in der Mühlenstraße hat uns wiederum den traurigen Zustand unserer Lösch-Anstalten klar vor die Augen gebracht. — Macht denn die Erfahrung und das Beispiel anderer Städte unsere Behörden nicht endlich klüger? — Haben denn alle Sachverständigen seit einer Reihe von Jahren vergebens die Unzulänglichkeit dieser Anstalten bei jedem Brande ausgesprochen? — Soll wiederum, wie hier in so vielen Dingen, in welchen man uns anderswo mit Riesenschritten vorausseilt, zu geschehen pflegt, eine schmerzliche Erfahrung von ersterer Art, welche nur auf Hab' und Gut der Stadt-Bewohner, vielleicht mit Opfern von Menschenleben erkaufte werden kann, erst der Antrieb zu der nothwendigen Abänderung und Besserung (Radical-Reform würde hier nicht zuviel gesagt sein) geben?

Mit Recht glaube ich von den städtischen Behörden, oder wenn die Schuld an der Oberbehörde liegen sollte, von dieser, öffentlich Rechenschaft darüber verlangen zu können, weshalb die Feuerlösch-Anstalten noch immer in einem so mangelhaften, mit den vorhandenen Mitteln und Kräften gar nicht im Verhältniß stehenden Zustande sind. Diese Rechen-



schafts-Ablage würde sich am besten an die Beantwortung folgender Punkte anknüpfen, durch welche die hauptsächlichsten Mängel meiner Ansicht nach berührt werden.

1. Wo ist der bei einem Brande unumgänglich notwendige einheitliche Oberbefehl?
2. Weshalb hat nicht jede Feuerspritze einen Wasser-Zubringer (Schlauch-Pumpe)?
3. Wo ist die zum Löschen erforderliche Mannschaft, wo ist die zur Absperrung der Straßen, der Häuser, zum etwaigen Abbruch der Nachbarhäuser notwendige Mannschaft, wo die zum Retten und Bergen der Sachen zu verwendende, wo die zur Bewahrung dieser Sachen und zur Aufrechthaltung der Ordnung, zum Abweisen Unberechtigter dienliche Mannschaft?

4. Wo sind die für jeden einzelnen Theil der Stadt zum Voraus genau zu bezeichnenden Plätze, Gebäude etc., wohin die geretteten Sachen gebracht werden müssen? Können oder wollen die Behörden in unbegreiflicher, unverantwortlicher Sorglosigkeit und in einem Sicherheits-Gefühle, welches mit ihren Amtspflichten schwerlich vereinbar sein möchte, nichts zur Erledigung dieser Mängel thun, so muß die eigene Thätigkeit der Bürger im Wege der freien Vereinigung mittelst Errichtung von Rettungsschaaren und Lösch-Mannschaften wirksam einschreiten.

Die jetzige Art und Weise der Bildung der letzteren ist so lange völlig ungenügend, als es dem einzelnen Bürger gestattet ist, statt seiner Person einen bezahlten Arbeiter als Ersatzmann hinzuschicken. — Selbst ist der Mann; einer solchen allgemeinen Bürgerpflicht sollte sich Niemand ohne einen anderen Grund, als aus Gesundheits- und Alters-Rücksichten, entziehen dürfen, ebensowenig als es gestattet sein dürfte, noch ferner, statt der für die Wehrcraft und kriegerische Angewöhnung eines Volkes unumgänglich notwendigen allgemeinen Wehrpflicht, eine auf den männlichen Muth und die kriegerische Mächtigkeit einer Nation erschlaffend einwirkende nur dem Reichen und Wohlhabenden zu Nutzen kommende Stellvertretung zu dulden. —

Oldenburg, 1847, October 28.

W. F. K.

Theater.

Montag, den 1. November 1847 kommt auf dem hiesigen Hof-Theater zum Besten des Theater-Pensionsfonds zur Aufführung:

Der Lumpensammler von Paris

Drama in 5 Aufzügen und 1 Nachspiel nach dem Französischen des Felix Pyat von Heinrich Börnstein.

„Pyat's „Lumpensammler von Paris“ hat in Hamburg auf dem Stadttheater sehr gefallen, — ein Franzose, der mit dem Havre-Boote von Hamburg kam, hatte der ersten Vorstellung beigewohnt und konnte nicht genug von dem Enthusiasmus erzählen, den das Drama seines „celebre compatriote“ in Hamburg erregt habe. Saison's Darstellung setzt er ganz des berühmten Lemaitres Leistung an die Seite, ja Watson soll in den edleren

und gefühlvolleren Partien der Rolle Lemaitre sogar weit übertreffen haben. Also das Stück hat gefallen; so geht es. Und doch haben Professor Savoye in der Augsburger Allgemeinen und Benedey in den „Grenzboten“ lange Deductionen geschrieben, um zu beweisen, Pyat's Drama entspräche weder den Anforderungen des Aristoteles, noch dem christlich germanischen Principe. — Leider kümmert sich das Publicum weder um Savoye, noch um Benedey, weder um den Aristoteles, noch um den christlichen Germanismus, sondern will gerührt, erschüttert, ergötzt, vor Allem aber unterhalten und nicht gelangweilt sein. Das aber verstehen die Franzosen, sie wissen die geheimsten Fibern und Nerven des Publicums zu finden und magnetisch erzittern zu machen, und trotz alles Geschrei's haben Dennery mit seiner „Marie Anne“ und Pyat mit dem „Lumpensammler“ eine paar Volksstücke geliefert, die eine tiefe, ergreifende Wirkung hervorbringen.“

So schreibt ein Pariser Correspondent einer deutschen Zeitschrift, und wir meinen, er hat, was die Wirkung betrifft, die diese französischen Volksstücke hervorbringen, vollkommen Recht, auch zweifeln wir nicht, daß der „Lumpensammler“ hier von Wirkung sein werde, was um so sicherer zu erwarten steht, da unser waderer Jenke die Titelrolle spielen wird, und haben wir deshalb nicht unterlassen wollen, das Publicum auf diese bereits berühmt gewordene Novität aufmerksam zu machen.

Kirchennachricht.

Vom 24. bis 29. October sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 284) Anna Marie Johanne Kortbaur, Oldenburg. 285) Johann Hinrich Gerhard Kortlang und 286) Diebich Anton Carl Kortlang (Zwillinge), Donnerst. 287) Martin Bunjes, Wahnbe. 288) Friedrich Hermann Ludwig Bartholomäus, Eversten. 289) Christian Carl Ignaz Franz Boite, Pfl. Geistl. 300) Abte Catharine Elisabeth Müller geb. Mönich, Oldenburg, 53 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 31. October.
Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Pastor Greverus.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie. Driver, Kfm., n. Frau, v. Mirana; Brunken, Dec., v. Nubwarden; Bödeker, Ober-Först., v. Lauenstein; Schrader, Kfm., v. Hamburg; Grovermann, Cassebohm, Kf., v. Bremen; Driver, Amts-Äm., v. Elsfleth; Iken, Cand. d. Theol., v. Begefsack; Druck, Hammerschlag, Kf., v. Hamburg; Schröder, Kfm., v. Bremen; Jaspers, Pfl., Wahn, Auction., v. Bockhorn; Heeder, Fabr., v. Barel; Hindrichs, Kfm., v. Ransdorf; Lenheim, Kfm., v. Frankfurt a. M.; Brüggemann, Kfm., v. Wederfela; de Jongh, Kfm., v. Hamburg; Hartmann, Kfm., v. Hannover; Reuter, Kfm., v. Großenfehn; Meyer, Mann, Kf., v. Bremen; Feyn, Masse, Kf., v. Hamburg; Hiemann, Apotheker, v. Lüdewalde; Ballstädt, Schaumann, Kf., v. Berlin.

N^o 43. der Oldenburgischen Blätter wird enthalten: Die ehemaligen Maltheserordensgüter im Amte Friesoythe. (Fortsetzung.) — Vorschriften zum Ausbringen der Flecke aus Kupferabdrücken und zum Restauriren alter Kupferstiche. — Das Ueberfabren der Wiesen und Moore mit Sand. — Bewässerung des Ackerlandes.

Redacteur: Oberamtmann Straderjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 45.

Sonnabend, den 6. November.

1847.

Ein Besuch in Heidelberg.

Da liegt es an dem klaren, schnellrauschenden Neckar, sich an den Fuß des Schloßberges hinschmiegend. Ueber die Dächer des Ortes ragt das auch als Ruine noch mächtige Gemäuer des alten Schloßes hervor, als wollte es selbst in seinem Verfall die Stadt noch schirmen. Im Hintergrunde steht die Gruppe des „Königsstuhles“ mit dem schlanken, weit in die Gegend schauenden Thurm. Wenn die Morgensonne die Landschaft beleuchtet, dann glitzern und glimmern die Wellen des Neckar gleich einem strahlenden Silberflor, das dunkle Braun der Dächer sondert sich scharf von dem lichten Grün und dem rosigen Weiß der blühenden Nadel- und Kastanienbäume; das Bild ist vollendet schön. Der Wanderer aus dem Norden Deutschlands singt und jubelt dem schönen Ziele, der blühenden Bergstraße, diesem Obstgarten voll Blüthenduft entgegen. Bei Neuenheim hielt man sonst und sah mit ahnungsvollem Entzücken hinein in das Eldorado der Bergstraße und der Studentenfreiheit. Jetzt ist die Poesie dieses Augenblickes an der Ecke bei Neuenheim verfliegen. Jetzt wird man mit der Locomotive im Sturmeslauf der Stadt selbst gleich zugeführt; man sieht, auf der Main-Neckarbahn herfliegend, dieselbe nicht viel eher bis man mitten darinnen ist. Nur wer den Neckar herunter von Heilbronn kommt, wird noch einen gleich überraschenden ersten Anblick genießen; auch dort breitet sich plötzlich bei einer Krümmung des mäandrisch sich schlängelnden Flusses das zauberisch glänzende Panorama Heidelbergs dem schwelgenden Auge dar.

Wohl keine zweite Universität Deutschlands hat für den Musenzögling eine so reiche Auswahl alles dessen, was sein Herz nur zu wünschen vermag. Mit Ausnahme Berlins,

wo eine mächtige Hauptstadt mit ihren reichen Hülfsmitteln der Kunst und Wissenschaft jedes Zweiges stets die größte Zahl der Studirenden fesseln wird, ist auch kaum eine andere Hochschule so zahlreich von Studenten fremder Länder besucht. Berlin ist aber alles eher als eine Universitätsstadt; das Studententhum geht dort in der Masse der Bevölkerung verloren. Der Student in Berlin will mit wenigen Ausnahmen kein Student sein, sich auch äußerlich in Nichts unterscheiden. Jeder Lieutenant glaubt sich als solcher weit über den Studenten stellen zu können, die Spaziergänger unter den Linden würden über die bunten Corpsmützen und Bänder lachen, die Gassenbuben würden eine Kommercfahrt mit Hohngelächter begleiten. Höchstens daß dort alle sieben Jahre eine Schlittenpartie von den Studenten ausgeht, wobei sie sich dann in möglichst bunten Masken gefallen, die auf das Studententhum nicht den mindesten Bezug haben. Wie ganz anders aber Heidelberg! Dies ist durch und durch Universitätsstadt, hier hat das Studententhum noch seine volle Geltung, hier ist der Student noch Herr und Herrscher. Alle andern Universitäten sind mehr oder minder Landesschulen und zeigen stets eine Art von Provinzialismus. In Heidelberg ist unter den 900 Studenten kaum ein Drittel aus Baden, die andern sind aus allen Theilen Deutschlands, untermischt mit Dänen, Russen, Schweden, Schweizern, Engländern, Holländern, Amerikanern. Es ist vielleicht keine Nation der Erde, die hier nicht ihre Vertreter hätte. Dadurch erhält das Leben hier Abwechslung, jede Eintönigkeit schwindet. Will man unser deutsches Studentenleben noch in voller Glorie sehen, von seiner poetischen Seite, in seiner genialen Ungebundenheit kennen lernen, so muß man es in Heidelberg auffuchen. Die so überaus reich von der Natur geschmückte Gegend mit ihren Bergen, Thälern und Flüssen, der südliche Hauch, der über dem Ganzen schwebt,

